

MARTÍN CAPARRÓS

DER

HUNGER

» WIE ZUM TEUFEL
KÖNNEN WIR WEITERLEBEN,
OBWOHL WIR WISSEN,
DASS DIESE DINGE GESCHEHEN? «

SUHRKAMP

MARTÍN CAPARRÓS
DER
HUNGER

»WIE ZUM TEUFEL
KÖNNEN WIR WEITERLEBEN,
OBWOHL WIR WISSEN,
DASS DIESE DINGE GESCHEHEN?«

Aus dem Spanischen von
Sabine Giersberg und Hanna Grzimek

S U H R K A M P

Die Originalausgabe erschien 2014 unter
dem Titel *El hambre* bei Planeta, Buenos Aires.
© Martín Caparrós 2014

Für die deutsche Ausgabe:
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015
Umschlaggestaltung:
ANZINGER | WÜSCHNER | RASP
Marion Blomeyer, München
Autorenfoto:
© Christiane von Enzberg/Agentur FOCUS
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42512-1

INHALT DIESER LESEPROBE

Über den Autor 7

*»Wo es um den Hunger geht,
bietet auch die Demokratie keinen Schutz«*
Ein Interview mit Martín Caparrós 9

Leseprobe 17

Inhaltsverzeichnis
des Buches 31



MARTÍN CAPARRÓS, geboren 1957 in Buenos Aires, unternahm bereits in den siebziger Jahren erste Schritte im Journalismus. Nach dem Militärputsch im Jahr 1976 ging er nach Paris, wo er Geschichte studierte; anschließend arbeitete er für spanische und französische Zeitungen. 1983 kehrte er nach Argentinien zurück, wo er Romane sowie Sachbücher (etwa über die Geschichte der argentinischen Linken) veröffentlichte und an der Gründung der linksliberalen Tageszeitung *Página 12* beteiligt war. Caparrós erhielt zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Journalismus-Preis Rey de España (1992), den Premio Planeta Latinoamérica (2004) für *Valfierno* und 2011 den Premio Herralde für *Los living* (beide Romane erschienen auch auf Deutsch, *Los living* unter dem Titel *Die Ewigen*; *Spiegel Online* nannte das Buch »sterbensschön«). Caparrós gilt als einer der bedeutendsten öffentlichen Intellektuellen der spanischsprachigen Welt und schreibt regelmäßig für *El País* und andere führende internationale Zeitungen wie die *Neue Zürcher* und die *New York Times*.

Als Journalist berichtet Martín Caparrós seit 25 Jahren über politische und soziale Themen in aller Welt. Nach und nach realisierte er, dass alle Probleme, mit denen er sich befasste (Kriege, Migration, Epidemien), einen gemeinsamen Nenner hatten: Menschen, die nicht länger in der Lage waren, ausreichende Nahrung für sich und ihre Familien zu bekommen. Und dass genau das der Aspekt war, den die meisten Beobachter nicht sehen wollten. Also entschied er sich vor etwa fünf Jahren, ein Buch über dieses Thema zu schreiben, um die Geschichten der Hungernden zu erzählen und die Mechanismen hinter dem Hunger offenzulegen. Er bereiste Länder in Afrika, Asien, Nord- und Südamerika – und vier Jahre später schloss er das Manuskript zu seinem einzigartigen Buch ab.

Martín Caparrós lebt in Barcelona.

»WO ES UM DEN HUNGER GEHT, BIETET AUCH DIE DEMOKRATIE KEINEN SCHUTZ«

*Ein Interview mit Martín Caparrós**

In Ihrem Buch schreiben Sie, dass die meisten Menschen, die aufgrund von Unterernährung sterben, nicht bei Hungersnöten ums Leben kommen, sondern durch den alltäglichen Hunger, den Hunger, den wir nicht sehen.

Das ist richtig. Es ist, als wären wir auf folgendes Denkmuster festgelegt: Wenn wir über Hunger sprechen, dann sprechen wir über etwas Akutes und Brutales, bei dem bestimmte Menschen nichts zu essen haben. Nach ein paar Tagen haben sie dünne Ärmchen und einen aufgeblähten Bauch und zwei Wochen später sind sie tot. So etwas geschieht – zum Glück! – nur noch selten. Was wir aber beobachten, ist, dass Hunderte Millionen Menschen sich nicht so ernähren oder ernähren können, wie sie es eigentlich müssten. Sie nehmen nicht genügend Kalorien zu sich, und wenn sie einmal unterernährt sind, dann sind sie anfälliger für Krankheiten, die Ihnen oder mir nichts anhaben würden. An Hunger zu sterben bedeutet, dass der Körper sich nicht mehr gegen gewöhnliche Krankheiten zur Wehr setzen kann. Das ist die Ursache für den Tod vieler unterernährter Menschen. Oder denken Sie an Indien, was dort passiert, ist nicht minder entsetzlich:

* Dieses Interview, das María Paulina Ortiz geführt hat, erschien am 21. August 2014 in der kolumbianischen Tageszeitung *El Tiempo*. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Autorin und von *El Tiempo*; die Fotos stammen von Martín Caparrós, der sie auf seinem Blog »Pamplinas« auf den Seiten von *El País* veröffentlicht hat; Übersetzung aus dem Spanischen: Christian Heilbronn.

Diese vielen Menschen, die sich daran gewöhnt haben, zu wenig zu essen. Sie führen uns die schreckliche Anpassungsfähigkeit unserer Gattung vor Augen. Sie leben weiter, obwohl sie nur die Hälfte dessen essen, was notwendig ist. Körper und Geist verkümmern. Ihr Leben ist nur ein halbes Leben.

Vielen Menschen, von denen Sie erzählen, ist gar nicht klar, dass sie Hunger leiden ...

Manche von ihnen fristen seit Generationen so ihr Dasein. Nach und nach weicht die Kraft aus ihren Körpern, nach und nach nehmen ihre geistigen Fähigkeiten ab. Ich erinnere mich an Dinge, die ich an verschiedenen Orten immer wieder erlebt habe, sie stehen exemplarisch für das Schicksal zahlloser Menschen: die Trauer, die eine Mutter überkommt, wenn ein Arzt ihr sagt, dass das, was sie ihrem Sohn zu essen gibt, nicht ausreicht und er deswegen unterernährt ist; eine Mutter, die ungeheure Anstrengungen auf sich nimmt, um ihrer Tochter wenigstens eine Schale Reis zu besorgen, und dann einsehen muss, dass all die Mühe vergebens war. Es macht sie traurig, wütend.

Es ist grauenhaft.

Umso mehr, wenn man weiß, dass wir genug Essen für alle Menschen produzieren. Warum müssen trotzdem so viele hungern?

Dafür gibt es viele Gründe. Beginnen wir mit dem Offensichtlichsten: In den reichen Ländern wird all das gegessen oder verschwendet, was in den armen Ländern fehlt. Das größte Problem ist die ungleiche Verteilung der Nahrung. In der sogenannten ersten Welt werden dreißig bis fünfzig Prozent der Lebensmittel weggeworfen. Das veranschaulicht auf drastische Weise die herrschende Ungleichheit. Dazu kommen dann noch andere Faktoren, etwa die Tatsache, dass Nahrungsmittel in den letzten zwanzig Jahren zu Waren geworden sind, mit denen spekuliert wird wie mit Aktien. Das hat die Preise um das Fünf- bis Sechsfache in die Höhe getrieben, so dass viele Menschen



sich kaum noch Essen leisten können. Wenn der Preis an der Rohstoffbörse in Chicago steigt, dann steigt er auch im kleinsten Dorf in Madagaskar. Dessen Einwohner wissen, dass sie ihre Erzeugnisse an einen Geschäftsmann verkaufen können, der sie wiederum an jemanden weiterverkauft, der sie dann sonst wohin verschifft. Die Preise für Nahrungsmittel werden nicht länger auf lokaler Ebene festgelegt, sondern auf internationaler. Es gibt unzählige Probleme. Aber die globale Ursache für den Hunger ist das System von Ungleichheiten, in dem einige all das konsumieren, was andere sich nicht leisten können.

Gibt es Unterschiede zwischen dem Hunger in Afrika, Indien oder Amerika?

Größer als die Unterschiede zwischen den Kontinenten sind die zwischen einzelnen Orten. In meinem Buch untersuche und erkläre ich in den einzelnen Kapiteln unterschiedliche Formen von Hunger und die verschiedenen Strukturen sowie Mechanismen, die ihn verursachen: In Indien gibt es, wie erwähnt, diese Gewöhnung an den Mangel. In Bangladesch habe ich versucht, die wirtschaftliche Rolle des Hungers

zu beleuchten. Denn nur so versteht man, warum dort fünf Millionen Frauen für zwei oder drei Dollar am Tag unter menschenunwürdigen Bedingungen in Textilfabriken schufteten. Sie stehen vor der Wahl: Entweder sie nehmen diese miesen Jobs an oder sie hungern. Ihnen haben wir es zu verdanken, dass wir hier im Westen T-Shirts für fünf Dollar kaufen können. Wir kleiden uns in den Hunger dieser Frauen. In Madagaskar interessierte mich das relativ neue Phänomen des Land-Grabbing. Reiche Staaten oder Unternehmen kaufen mehr und mehr Land in armen Regionen, um zum Beispiel Getreide anzubauen, das aber nicht auf den lokalen Märkten angeboten, sondern exportiert wird. In Niger herrscht hingegen struktureller Hunger, so wie wir ihn uns vorstellen. Es ist sehr trocken, das Einzige, was man überhaupt einigermaßen erfolgreich anpflanzen kann, ist Hirse. Die Ernte reicht aber in der Regel nicht für ein ganzes Jahr, so dass es zwei oder drei Monate lang nichts zu essen gibt. Und man denkt zunächst mal, das werde sich niemals ändern. Aber dann findet man heraus, dass Niger über die zweitgrößten Uranvorkommen der Welt verfügt. Ein chinesisches und mehrere französische Unternehmen beuten das Land aus. Sie nehmen ihm alles und lassen ihm nichts. Und so weiter und so fort.

Sie haben auch ein Kapitel über den Hunger in den USA geschrieben ...

Die Situation dort hat mich überrascht. Eigentlich bin ich in die Vereinigten Staaten gereist, um zu berichten, wie die Nahrungsmittelspekulation an der Chicagoer Börse funktioniert, aber dann sind mir dort unzählige unterernährte Menschen begegnet, die von einem Netzwerk von Tafeln unterstützt werden. Allein in Chicago sind 600 000 Personen auf diese Einrichtungen angewiesen. Ich blieb, um von diesem System, das – natürlich – auch von Ungleichheiten geprägt ist, zu erzählen: Mit dem, was man einem Unterernährten in einem armen Viertel von Chicago mittags zu essen gibt, überleben sie in Niger eine ganze Woche. Trotzdem: Nach den Standards der Amerikaner handelt es sich um eine Situation, die sie als »Nahrungsmittelunsicherheit« bezeichnen.



Sie schreiben, dass die Frauen am stärksten vom Hunger betroffen sind. Warum ist das so?

Ja, das ist richtig, und das hat unterschiedliche Gründe. Unterernährung ist besonders schlimm für Kinder, und in 99 Prozent aller Fälle ist es die Frau, die sich um die Kinder kümmert. Deswegen sind es die Frauen, die am meisten am Hunger anderer leiden. In der Mehrzahl der Kulturen leiden sie mehr als die Männer, und zwar aufgrund eines Phänomens, das ich Hunger qua Geschlecht nenne. Damit meine ich Folgendes: Wenn wenig zu essen da ist, bekommt die Frau am wenigsten. Das hatte ursprünglich mal einen ökonomischen Hintergrund. In Agrargesellschaften arbeiteten meist die Männer auf dem Feld. Sie mussten mehr essen, um ihre Arbeitskraft zu reproduzieren, sonst wäre das System zusammengebrochen. Allerdings leisteten und produzierten die Frauen in vielen Gesellschaften genauso viel wie die Männer – und nichtsdestotrotz mussten sie auf Essen verzichten. Das ist eine der schlimmsten Formen von Ungleichheit.

Spielt die Religion eine Rolle beim Thema Hunger?

Sie hilft dabei, das zu rechtfertigen, was nicht zu rechtfertigen ist, nämlich dass viele Menschen nichts zu essen haben. Fast alle Hungernden haben mit mir über irgendeine Art von Gott gesprochen. Tatsächlich habe ich mit einigen von ihnen theologische Diskussionen geführt. In Bangladesch habe ich beispielsweise eine Frau gefragt: »Was muss geschehen, damit die Situation besser wird?«, und sie antwortete mir: »Gott muss uns helfen.« Ich gab zurück: »Aber wenn Gott für das hier, für den Hunger und das Leid, verantwortlich ist, warum sollte er dann etwas verbessern?«, und sie entgegnete: »Wenn er das hier geschaffen hat, dann wird er es schon wissen.« Sie versuchen immer, Gott in Schutz zu nehmen, selbst wenn sie glauben, dass er für ihre Situation verantwortlich ist. Diese Argumente sind ziemlich tief verwurzelt. In Indien sogar noch tiefer als anderswo, weil es dort die Idee gibt, die man oft unter Karma zusammenfasst: Wenn einer Person bestimmte Dinge widerfahren, dann deswegen, weil sie in einem ihrer vorherigen Leben etwas falsch gemacht und ihr Schicksal somit verdient hat. Deine Situation geht dann nicht mehr auf eine Laune Gottes zurück, sondern auf das, was du in deinen bisherigen Leben getan hast. Das ist ein mächtiger Glaube.

Gibt es Menschen, die davon profitieren, dass andere hungern?

Wenn wir bestimmte Fälle einmal beiseitelassen – ich habe bereits Bangladesch erwähnt, wo der Hunger als eine Art Drohung dient, damit sehr viele Menschen für sehr viel weniger Geld arbeiten, als sie eigentlich verdient hätten –, kann man immerhin sagen, dass das herrschende Wirtschafts- und Gesellschaftssystem nicht bewusst darauf ausgerichtet ist, Hunger zu erzeugen. Es handelt sich vielmehr um einen Kollateralschaden, der die Mächtigen wenig interessiert. Es ist nicht so, als hätten sie es darauf abgesehen, dass Menschen hungern, aber viele der grundlegenden Strukturen unseres globalen Wirtschaftssystems produzieren Hunger, und es scheint die Herrschenden



nicht weiter zu stören. Sie reagieren darauf mit Formen der Wohltätigkeit, indem sie dafür sorgen, dass Hilfsorganisationen ein paar Säcke Getreide in die Regionen schicken, in denen die Menschen verhungern. Und sie sagen, sie täten das, weil sie barmherzig sind und für die Menschen sorgen möchten, damit diese nicht in ihre Länder flüchten, oder um zu verhindern, dass diese Gebiete zu sicheren Häfen für Terroristen werden. Es ist der Preis, den sie entrichten, damit das System weiter funktioniert. Das kostet sie etwas, aber nicht allzu viel. In unserem globalen Wirtschaftssystem ist kein Platz für diese Abermillionen Menschen, deswegen ist das System mangelhaft. Eineinhalb Milliarden Menschen, die man auf dem Land dahinvegetieren lässt, die in den Städten oder um sie herum in Armensiedlungen hausen und für die man überhaupt keine Verwendung hat. Sie krepieren zu lassen, ist aus ethischen Gründen keine Option, also wirft man ihnen hin und wieder einen Sack Reis hin.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Hunger und bestimmten politischen Systemen?

Das könnte man auf den ersten Blick denken, doch bedauerlicherweise ist das Land mit den meisten Hungerleidenden eine Demokratie: Indien. Das macht die Dinge etwas komplizierter, wenn man die Demokratie als ein System rechtfertigen möchte, in dem weniger Ungerechtigkeit herrscht. Wo es um Verteilungsgerechtigkeit geht, beweist Indien, dass auch die Demokratie keinen Schutz bietet.

Glauben Sie, dass der Hunger die Mächtigen interessiert, dass sie wirklich versuchen, eine Lösung zu finden?

Die Mächtigen reden immer wieder darüber, weil sie dieses Thema berührt. Doch sie unternehmen keine entscheidenden Schritte, denn das würde eben heißen, dass sie Macht verlieren. Damit es eine wirkliche Lösung für das Problem der ungleichen Verteilung der Nahrungsmittel geben kann, muss es eine wirkliche Lösung für die politische, soziale und ökonomische Ungleichheit geben. Das würde aber voraussetzen, dass diejenigen, die heute über die meiste Macht verfügen, etwas davon verlieren würden – und daran haben sie natürlich kein Interesse.

DIE ANFÄNGE**

Drei Frauen waren um das Krankenlager versammelt: Großmutter, Mutter, Tante. Ich hatte eine Weile zugesehen, wie Mutter und Tante langsam die beiden Plastikteller, die drei Löffel, den rußigen Topf, den grünen Eimer zusammenpackten und alles der Großmutter übergaben. Die beiden nahmen die Decke, legten zwei, drei Hemdchen, ihre übrigen Habseligkeiten hinein und schnürten ein Bündel, das die Tante sich auf den Kopf setzte. Doch als die Tante sich über das Lager beugte, den Kleinen hochhob, ihn befremdet, ungläubig ansah und ihn der Mutter auf den Rücken legte, so wie Kinder in Afrika gewöhnlich auf den Rücken ihrer Mütter gelegt werden – die Beine und Arme gespreizt, die Brust gegen den Rücken gepresst, das Gesicht zur Seite gedreht –, und ihn mit einem Tuch festband, brach es mir das Herz. Der Kleine war an seinem angestammten Platz, bereit für den Heimweg, tot.

Es war nicht heißer als sonst auch.

Ich glaube, hier hat dieses Buch seinen Anfang genommen, in einem Dorf in der Nähe, irgendwo in Niger. Ich saß mit Aisha auf einer Sisalmatte vor der Tür ihres Hauses, schweißtreibende Mittagshitze, staubtrockener Boden, der Schatten eines dünnen Baumes, das Geschrei der herumtollenden Kinder, und als sie mir von der Kugel Hirsebrei berichtete, die sie jeden Tag aß, und ich fragte, ob sie tatsächlich jeden

** Die folgenden Textauszüge sind der Einleitung und dem ersten Kapitel von *Der Hunger* entnommen.

Tag eine Kugel Hirsebrei esse, prallten unsere Kulturen zum ersten Mal aufeinander:

»An jedem Tag, an dem es dafür reicht.«

Sagte sie und senkte beschämt den Blick; ich fühlte mich wie ein Idiot. Wir sprachen weiter über Nahrung oder besser gesagt den Mangel an derselben, und ich war in all meiner Naivität zum ersten Mal mit dem Hunger in seiner extremsten Form konfrontiert. Nach zwei überaus aufschlussreichen Stunden fragte ich sie – diese Frage würde ich später noch oft stellen –, was sie sich wünschen würde, wenn ein Zauberer käme, der ihr jeden Wunsch erfüllen könnte, ganz gleich welchen. Aisha überlegte, als hätte sie sich diese Frage noch nie gestellt. Sie war Anfang, Mitte dreißig, hatte eine Adlernase und traurige Augen, der übrige Körper war von fliederfarbenem Stoff bedeckt.

»Ich wünsche mir eine Kuh, die viel Milch gibt. Die würde ich dann verkaufen, von dem Geld könnte ich Krapfen machen und sie auf dem Markt anbieten. So kämen wir halbwegs über die Runden.«

»Nein, so meinte ich das nicht. Der Zauberer könnte dir jeden Wunsch erfüllen, egal welchen. Also, um was würdest du ihn bitten?«

»Wirklich jeden?«

»Aber ja.«

»Zwei Kühe vielleicht?«

Sagte sie leise und fügte hinzu:

»Dann müsste ich nie mehr Hunger leiden.«

So wenig, dachte ich im ersten Moment.

Und doch so viel.

[...]

NIGER

Strukturen des Hungers

[...]

Niger ist vielleicht das repräsentativste Land der Sahelzone, die sich als Streifen von fünftausend Kilometern Länge – und etwa tausend Kilometern Breite – durch Afrika zieht: vom Atlantik bis zum Roten Meer, unterhalb der Sahara. Das Wort Sahel bedeutet »Küste« – Küste der Sahara. Es ist ein wüstenähnliches, flaches Gebiet, in dem einst einige der mächtigsten Reiche Afrikas prosperierten: zum Beispiel das Malireich im 14. Jahrhundert, als die Herrscher von Timbuktu Salz aus der Wüste im Norden gegen Sklaven aus den Urwäldern im Süden tauschten und mit den Erlösen eine der größten Städte ihrer Zeit erbauten. Heute umfasst die Sahelzone neben Niger Teile von Senegal, Mauretanien, Algerien, Mali, Burkina Faso, Nigeria, Tschad, Sudan, Äthiopien, Eritrea und Somalia. Mehr als fünf Millionen Quadratkilometer, fünfzig Millionen Menschen, dürres Vieh, spärlicher Ackerbau, wenig Industrie, kaum Infrastruktur. Dafür werden immer neue Rohstoffvorkommen entdeckt und ausgebeutet.

Die Sahelzone ist zudem das Gebiet, das dem Wort »Notstand« eine neue Bedeutung gab, welches zuvor außergewöhnlichen, unerwarteten Ereignissen vorbehalten war. In der Sahelzone tritt jedes Jahr im Juni für Millionen von Menschen der Notstand ein: Sie haben nichts zu essen, eine Hungersnot droht.

Und ein Jahr später geschieht genau dasselbe.

Und im nächsten und übernächsten – doch es ist jedes Mal anders.

[...]

Hunger ist ein eigenartiges Wort. Aus dem lateinischen *famen*

machten die Italiener *fame*, die Portugiesen *fome*, die Franzosen *faim*; die Spanier *hambre*, mit diesem harten br, das wir auch in *hombre* (Mensch, Mann), *hembra* (Weibchen) oder *nombre* (Name) finden: allesamt schwere Worte. Es gibt wohl kaum ein anderes Wort, das stärker mit Bedeutung aufgeladen ist als Hunger – und doch ist es leicht, diese abzuschütteln.

Hunger ist ein erbärmliches Wort. Viertklassige Dichter, politische Hinterbänkler und alle möglichen leichtfertigen Schreiberlinge haben das Wort so inflationär verwendet, dass es verboten gehört. Doch stattdessen hat man es neutralisiert. »Der Hunger in der Welt« – wie in »Was wollen Sie, den Hunger in der Welt abschaffen?« – ist nur mehr eine Phrase, ein Gemeinplatz, ein fast schon sarkastischer Ausdruck, um bestimmte Bestrebungen ins Lächerliche zu ziehen. Die Sache mit diesen alten, abgenutzten, durch leichtfertigen Gebrauch abgeschliffenen Begriffen ist, dass man sie eines Tages plötzlich mit neuen Augen sieht, und dann zünden sie.

Den Leuten zufolge, die die Bedeutung von Wörtern definieren, bedeutet Hunger: »Lust und Notwendigkeit zu essen; Mangel an Grundnahrungsmitteln, der flächendeckend Entbehrung und Elend zur Folge hat; Appetit oder heißes Verlangen nach etwas«. Ein individueller körperlicher Zustand, eine Wirklichkeit, die viele teilen, eine persönliche Empfindung: drei unterschiedlichere Bedeutungen kann man sich kaum vorstellen.

Und natürlich bedeutet Hunger sehr viel mehr als das. Doch das Wort Hunger wird von den überkorrekten Fachleuten und Bürokraten gern vermieden. Wahrscheinlich empfinden sie es als zu brutal, zu rustikal, zu plakativ. Oder, wohlwollend betrachtet, es ist ihnen nicht präzise genug. Fachbegriffe haben einen Vorteil: Sie wecken keine Emotionen. Manche Worte tun das; viele nicht. Die Bürokraten – und die Institutionen, für die sie arbeiten – ziehen letztere vor. Sie sprechen von Unterernährung, Unterversorgung, Nahrungsunsicherheit. Die Begriffe verschwimmen und verstellen dem Leser den Blick.

Ich möchte vorab klarstellen, was ich meine, wenn ich von Hunger spreche – oder es zumindest versuchen.

Wir essen Sonnenlicht.

Sonnenlicht, einige mehr, andere weniger.

Essen heißt Sonne tanken. Essen – Nahrung zu sich nehmen – heißt sich mit Sonnenenergie versorgen. Ununterbrochen kommen Photonen auf der Erde an: Durch einen wundersamen Prozess namens Photosynthese fangen die Pflanzen sie auf und verwandeln sie in verdauliches Material. Zwei Drittel der Landfläche unseres Planeten, etwa neunzig Millionen Quadratkilometer, gut ein Hektar für jeden Menschen, stehen dafür bereit, Pflanzen wachsen und gedeihen zu lassen, die das Chlorophyll produzieren, das die elektromagnetische Energie der Sonne in chemische Energie umwandelt, durch welche das Kohlendioxyd der Atmosphäre und das Wasser der Pflanzen in Sauerstoff und Kohlenhydrate umgewandelt wird. Alles, was wir essen, sind letztlich direkt oder indirekt – über das Fleisch der Tiere, die ihrerseits die Pflanzen verzehren – von der Sonne aufgeladene Pflanzenfasern.

Wir brauchen diese Energie, um uns zu erholen und unsere Kräfte zu erneuern. Zugeführt wird sie dem Körper in diversen Formen: über Fette, Proteine, Kohlenhydrate, in flüssiger und fester Form. Damit man weiß, wie viel Energie dem Körper zugeführt wird, gibt es eine Maßeinheit: die Kalorie.

Die Physik definiert eine Kalorie als die Energiemenge, die benötigt wird, um ein Gramm Wasser um ein Grad zu erwärmen. Um funktionstüchtig zu sein, benötigt ein Körper große Mengen an Energie, deshalb misst man den Verbrauch in Tausendereinheiten, in Kilokalorien. Der Kalorienbedarf eines Menschen hängt vom Alter und von den Lebensumständen ab. Grosso modo rechnet man für einen Säugling unter einem Jahr mit einem Bedarf von 700 Kilokalorien täglich, für ein Kleinkind bis zwei Jahre 1000 und bis zum fünften Lebensjahr 1600 Kilokalorien. Ein Erwachsener benötigt zwischen 2000 und 2700 Kilokalorien, abhängig von Körperbau, Klima und Beruf. Laut der Weltgesundheitsorganisation kann ein Erwachsener,

der nicht mindestens 2200 Kilokalorien zu sich nimmt, seinen Energieverbrauch nicht wieder ausgleichen, spricht: Er ist unterernährt. Das ist nur ein Durchschnittswert – eine Richtschnur –, aber er ist für das Verständnis des Gesamtbildes hilfreich.

Ein Erwachsener, der weniger als 2200 Kilokalorien täglich zu sich nimmt, hungert. Ein kleines Kind, das nicht, je nach Alter, seine 700 oder 1000 Kilokalorien bekommt, hungert.

Hunger ist ein Prozess, ein Kampf des Körpers gegen den Körper.

Wenn ein Mensch nicht täglich seine 2200 Kilokalorien zu sich nimmt, hungert er: Er zehrt sich auf. Ein hungernder Körper zehrt sich selbst auf – es bleibt ihm auch nichts anderes übrig.

[...]

Aïs jüngster Sohn, Ismail, ist vierzehn Monate alt und war zwei Wochen im Krankenhaus: Er wurde mit weniger als vier Kilo eingeliefert, schwer unterernährt. Es geht ihm besser, doch Aï hat Angst, dass das wieder passieren könnte.

»Jetzt muss ich jede Woche mit ihm zur Kontrolle dorthin und meine Lebensmitteltüte abholen. Das mache ich auch, aber es kann ja nicht ewig so weitergehen. Ich will nicht auf Dauer auf die Lebensmitteltüte angewiesen sein. Der Kleine soll zu Hause satt werden.«

Ismail trägt ein blauweißes Wollmützchen, weil es nur 35 Grad warm ist, und nuckelt an einem Päckchen mit therapeutischer Erdnusscreme, als würde sie ihm schmecken.

»Warum haben die einen zu essen und die anderen nicht?«

»Na ja, bei einigen können die Eltern etwas beisteuern, bei anderen nicht.«

»Nein, ich meine: Es gibt doch wesentlich reichere Leute, mit Häusern und Autos, und andere, die gar nichts haben. Warum ist das so?«

»Keine Ahnung.«

Aï lacht, das Thema ist ihr unangenehm; sie schaut hilfeschend zu Béa, meiner Dolmetscherin. Béa sagt kein Wort.

»Keine Ahnung, woher soll ich das wissen?«

Sagt Aï; dann denkt sie nach:

»Hier im Dorf macht der Landbesitz den Unterschied; die mit den größten Feldern können tun und lassen, was sie wollen.«

Ich muss an eine andere nigrische Frau denken, die mir vor ein paar Jahren in einem ähnlichen Dorf den grundlegenden Unterschied zwischen einem Reichen und einem Armen erklärt hat:

»Ganz einfach: Die Armen arbeiten mit ihren Händen, die Reichen mit ihrem Geld.«

Sagte sie.

»Wie, die arbeiten mit ihrem Geld?«

»Ja, anstatt mit ihren Händen zu arbeiten, bezahlen sie andere, damit die ihre Arbeit machen und ihr Land bestellen.«

Ich war damals in Niger, weil ich über die Getreidebanken schreiben wollte, die in der Region wie Pilze aus dem Boden schossen. Es klang nach einer großartigen Idee: Eine NGO ermutigte die Frauen des Dorfes – in Hunderten kleiner Dörfer –, sich zusammenschließen und ein Getreidelager zu bauen; in dem Fall erhielten sie mehrere Tonnen Hirse als Startkapital für die Getreidebank. Die Funktion der Bank bestand darin, den beteiligten Frauen während der sogenannten *soudure*, der Phase, in der die Ernte des letzten Jahres aufgebraucht, die neue aber noch nicht eingebracht ist, Hirse zu leihen und ihnen das Überleben zu ermöglichen. Das Darlehen sollte in Form von Saatgut, leicht verzinst, zurückgezahlt werden, wenn die Männer die nächste Ernte einfuhren.

Die Initiative hatte zwei klare Vorteile: In erster Linie half sie Tausenden Familien, auch die härteste Periode zu überstehen; und als Nebeneffekt verlieh sie den Frauen eine Macht, die sie in ihrer Gemeinschaft noch nie besessen hatten. Doch jetzt berichtet Aï mir, in ihrem und in vielen anderen Dörfern hätten die Banken Probleme, weil zu viele Frauen die Darlehen nicht zurückzahlten – weil sie das nicht wollten oder konnten – und das Körnerkapital aufgezehrt wurde. Also widmete die Mehrzahl der Banken sich stattdessen dem Verkauf, auch so hatten sie einen Nutzen: Sie hielten einen Preis, der dreißig oder

vierzig Prozent unter dem Marktpreis lag, und zwangen so die Händler, ebenfalls günstig anzubieten. Aber auch das gehe in vielen Fällen schief: Die Händler kauften über Strohleute und mithilfe kleiner Schmiergelder den Bestand auf, um ihn weiterzuverkaufen, wann es ihnen passte, und gewannen so, ganz nebenbei, die Kontrolle über die Preise zurück.

Die Wirtschaftskrise in den Geberländern hat ebenfalls zum Niedergang der Getreidebanken beigetragen. Auf einmal kam weniger Nachschub an, wenn einer Bank die Vorräte ausgingen, es war vorbei mit den Rettungspaketen. Und so mussten viele schließen. Die Bank in Ais Dorf vor ein paar Monaten. Eine Gruppe von Frauen trifft sich weiterhin, erzählt sie, aber ohne die Bank schenken die Männer ihnen kein Gehör.

»Hast du Angst, nicht genügend zu essen zu haben, oder denkst du nicht darüber nach?«

»Natürlich denke ich darüber nach. An den Abenden, an denen ich meinen Kindern nichts geben kann, denke ich viel darüber nach.«

»Und was denkst du?«

»Was weiß ich. Ich denke einfach nach.«

Ai denkt nach, viel. Ai hatte noch nie ausreichend zu essen, sie war noch nie in einer Stadt, sie hatte noch nie elektrisches Licht, fließendes Wasser, einen Gasherd oder eine Toilette, sie hat noch nie ein Kind in einem Krankenhaus zur Welt gebracht, nie eine Fernsehsendung gesehen, sie hat noch nie Hosen getragen, noch nie eine Uhr oder ein Bett besessen, sie hat noch nie ein Buch gelesen oder eine Zeitung, hat noch nie einen Beitrag gezahlt, eine Coca-Cola getrunken, eine Pizza gegessen, noch nie Zukunftspläne geschmiedet, noch nie daran gedacht, dass ihr Leben anders sein könnte.

Sie hat noch nie daran gedacht, dass es ein Leben für sie geben könnte, in dem sie sich nicht die Frage stellen muss, ob sie morgen auch etwas zu essen hat.

[...]

Fachbegriffe vermeiden jede Emotion. Unterstellen wir mal, es geht den Fachleuten dabei um Professionalität, darum, die Gegenstände ihrer Studien genauer zu definieren. Oder um politische Korrektheit, darum, den Affront zu vermeiden, der entsteht, wenn man einen Hund auch als solchen beim Namen nennt. Unterstellen wir mal, sie tun es aus gutem Willen, um ihre Arbeit richtig zu machen: Am Ende verwandeln sich die Probleme von Milliarden Menschen in einen Text, den nur Eingeweihte verstehen, während die Mehrheit nicht begreift, worum es geht. Kurz: Die Sprache der Bürokraten funktioniert wie eine Schranke gegen das allgemeine Wissen, auf das es doch eigentlich ankommt.

Jedenfalls ziehen die mächtigen Bürokraten es vor, das Wort Hunger nicht auszusprechen oder zu schreiben. Sie sprechen lieber von Fehlernährung, Unterernährung und solchen Dingen. Um so zu tun, als sagten sie etwas, um ihr Schweigen zu übertünchen, haben sie den Ausdruck »Nahrungsunsicherheit«, englisch »food insecurity«, erfunden.

Dabei ging es in Wahrheit ursprünglich um genau das gegenteilige Konzept: die »Nahrungssicherheit«. Auf dem Welternährungsgipfel der UN-Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation (Food and Agriculture Organization, kurz FAO) wurde 1996 in Rom festgelegt, dass »Nahrungssicherheit besteht, wenn alle Menschen zu jedem Zeitpunkt physischen, sozialen und wirtschaftlichen Zugang zu genügend unbelasteten, nahrhaften Lebensmitteln haben, die ihrem täglichen Energiebedarf und ihren Vorlieben gerecht werden, damit sie ein aktives und gesundes Leben führen können«.

Noch so ein Wunder der Bürokratensprache: Ein Begriff, der erst in der Negation Bedeutung erhält. Kein Mensch, der tatsächlich diesen Zugang hat, denkt über Nahrungssicherheit nach; das tun – sofern sie können – nur die, die genau diese nicht haben. Die operative Idee ist also nicht die »Nahrungssicherheit«, sondern das Gegenteil. Nahrungsunsicherheit ist einer der traurigsten Euphemismen in einer Zeit, in der traurige Euphemismen Hochkonjunktur haben.

(Und dennoch war es gut gemeint. In einer Welt, in der die Sicherheit einen solch hohen Stellenwert hat, in der die Sicherheit als Grund für so viele Regelverstöße herhalten muss, in der sie als Argument jede Diskussion sofort im Keim erstickt, ist es doch ein löbliches Unterfangen, auch die Nahrung darin einzuschließen. Irgendwie sind wir alle von Unsicherheit bedroht – einige eben von Nahrungsunsicherheit, die armen Teufel. Im hegemonialen Diskurs ist Sicherheit heute, was früher die Menschenrechte waren; 1948 – und vor allem in den siebziger und achtziger Jahren – war die Nahrung ein Menschenrecht, heutzutage gilt sie als Sicherheitsfaktor.

Eine Welt, die Menschenrechte gegen Sicherheit eingetauscht hat: Geschickt platziert und wohldosiert, konnte man hierfür die Terroranschläge der Bösewichte instrumentalisieren – und nicht nur dafür.)

[...]

Im Entwurf trug das Kapitel über Niger immer den Titel: »Struktureller Hunger«: Hunger, der auf tiefer liegende Ursachen zurückgeht, eine fast schon ontologische Größe. Ein Land, in dem Hunger in gewisser Weise aus einem geographisch oder klimatisch bedingten Schicksal resultiert: Das Land ist so trocken, dass es seine Bevölkerung nicht ernähren kann. Das ist das übliche Bild, das von der Sahelzone und besonders von Niger gern gezeichnet wird, und ich habe eine Weile gebraucht, bis ich merkte, dass ich einer Ideologie aufgesessen war. So etwas wie strukturellen, unvermeidbaren Hunger gibt es nicht. Es gibt immer Gründe, Ursachen, Entscheidungen.

Wenn von strukturell die Rede ist, soll das bedeuten: unausweichlich, unabänderlich.

Wieder so ein Trick der Bürokratensprache.

[...]

Als die afrikanischen Staaten in die Unabhängigkeit entlassen wurden, haben die Europäer mitgenommen, was sie tragen konnten. Die Lage in den meisten Ländern war prekär: spärliche Infrastruktur, Mangel an gut ausgebildeten Arbeitskräften, fehlendes Kapital für notwendige Investitionen und natürlich zahllose soziale und politische

Konflikte. Seit den achtziger Jahren hat sich die Situation weiter verschärft, als sich der Washington Consensus durchsetzte und die Weltbank und der Internationale Währungsfonds (IWF) die Mehrzahl der afrikanischen Regierungen – unter der Drohung, man werde sonst die Auslandsschulden einfordern – »überredete«, staatliche Interventionen in bestimmten Bereichen zurückzufahren. Einer davon war die Landwirtschaft, die für den überwiegenden Teil des Kontinents immer noch den Hauptsektor der Wirtschaft ausmacht und für die große Mehrzahl der Bevölkerung die Nahrungsversorgung sicherstellt.

»Der Markt wird ihre Lebensbedingungen verbessern«, wiederholten die Gesandten der Weltbank und des IWF gebetsmühlenartig. Der Staat durfte die Bauern nicht länger durch Subventionen, Mindestabnahmemengen und Fixpreise unterstützen; sie sollten ja in ein »globales System des freien Handels« integriert werden.

In vielen Ländern haben die Regierenden diese Politik ohne Murren akzeptiert: Und die Bauern waren nicht stark genug, um Einfluss auf die Entscheidungen zu nehmen. Zudem betrachtete man die Landwirtschaft ohnehin als archaische Tätigkeit, die man nicht länger unterstützen wollte: Die Experten aus dem Westen sahen in ihr den Grund für die Armut so vieler Afrikaner.

Später sagte die Weltbank dann, wenn es darum gehe, den Hunger zu verringern, brächten Subventionen für die Landwirtschaft viermal mehr als jede andere Maßnahme. Doch zwischen 1980 und 2010 wurde der Anteil der Landwirtschaft an der internationalen Entwicklungshilfe für Afrika von 17 auf 3 Prozent zurückgefahren. Gleichzeitig unterstützten die Vereinigten Staaten und Europa ihre Landwirte mit 300 Milliarden Dollar pro Jahr.

Der IWF übte ebenfalls Druck aus. Der Anbau von Produkten für den lokalen Konsum sollte gestoppt, stattdessen sollte für den Weltmarkt produziert werden: Kaffee, Tee, Baumwolle, Erdnüsse. Mit den Deviseneinnahmen konnten die Länder ihre Auslandsschulden bezahlen – oder zumindest die anfallenden Zinsen. Und sie waren abhängig von den internationalen Märkten, auf denen die mächtigsten Länder und Konzerne die Fäden in der Hand haben.

Die Öffnung des Marktes führte in vielen Ländern dazu, dass die durch Subventionen im Herkunftsland günstigeren Importe die lokalen Lebensmittel verdrängten. Es war einer der größten Gewaltakte des Weltmarktes: Ohne eine Chance, ihre eigenen Produkte verkaufen zu können, verloren Millionen von Bauern in den ärmsten Ländern auch noch das Hemd, das sie nie hatten. Und die Länder jedwede Hoffnung, Nahrung für den eigenen Bedarf anbauen zu können und dadurch unabhängig von den Preisen, Launen und Zwängen des »Marktes« zu werden.

[...]

Zwei von drei Afrikanern sind immer noch Bauern. Wer in einer Subsistenzwirtschaft lebt, ernährt sich von dem, was er anbaut – und das reicht nie aus, und so bleibt auch kein Überschuss, den man investieren könnte, um die Produktivität zu steigern.

1970 gab es Schätzungen zufolge etwa 90 Millionen Unterernährte in Afrika. 2010 waren es bereits mehr als 400 Millionen.

Im Römischen Reich warf ein Hektar Ackerland 300 Kilo Getreide ab, ein Bauer konnte durchschnittlich drei Hektar bestellen: Das heißt, jeder Bauer produzierte etwa eine Tonne Getreide.

Im Mittelalter warf ein Hektar Ackerland in Europa 600 Kilo Getreide ab, und jeder Bauer konnte im Schnitt vier Hektar bestellen: Das heißt, er produzierte zweieinhalb Tonnen Getreide.

In England warf im 18. Jahrhundert jeder Hektar eine Tonne Getreide ab, und jeder Bauer konnte im Durchschnitt fünf Hektar bestellen: Das heißt, er produzierte fünf Tonnen Getreide.

In den Vereinigten Staaten warf Mitte des 20. Jahrhunderts ein Hektar Land zwei Tonnen Getreide ab, und jeder Bauer konnte durchschnittlich 25 Hektar bestellen: Macht 50 Tonnen.

Anfang des 21. Jahrhunderts warf in den Vereinigten Staaten ein Hektar aufbereitetes und bewässertes Land zehn Tonnen Getreide ab, und jeder Bauer konnte durchschnittlich 200 Hektar bestellen: Macht 2000 Tonnen.

In der Sahelzone wirft ein Hektar Ackerland Anfang des 21. Jahrhunderts etwa 700 Kilo Getreide ab, und jeder Bauer kann durchschnittlich einen Hektar bestellen: Das heißt, er produziert 700 Kilo, also etwas weniger als ein Bauer im Römischen Reich; ein amerikanischer Farmer schafft heute das 2000-Fache.

Auf wenigen Gebieten zeigt sich die Ungleichheit so eklatant wie in der Landwirtschaft: unserer Nahrungsquelle.

INHALTSVERZEICHNIS DES BUCHES

Die Anfänge

Niger: Strukturen des Hungers

Über den Hunger I: Der Ursprung einer Spezies

Indien: Die Tradition

Über den Hunger II: Die Hand des Menschen

Bangladesch: Wie der Hunger benutzt wird

Über den Hunger III: Schon wieder Suppe

Vereinigte Staaten: Das Kapital

Über den Hunger IV: Ungleichheit

Argentinien: Der Abfall

Über den Hunger V: Wahre Nächstenliebe

Südsudan: Das letzte Land

Über den Hunger VI: Eine Metapher

Madagaskar: Die neuen Kolonien

Schluss